

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

14.2.1926 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 7



14. Febr. 1926

Edmund von Sallwürk / Josef Victor von Scheffel.
1826 — 1926.

Zu der Auffassung des Volkes haben gewiß wenige Menschen ein so glückliches Leben geführt wie Scheffel. Man hat von ihm landläufig ein abgerundetes Bild eines fröhlichen, jovialen Herrn, der, „zeitlebens ein Student“ und ein geschworener Feind der Philister, seine Tage beim „Weinschlurf sonder End“ verträglich heruntergelebt hat. Jede Poese, meint man, jede Tragik muß diesem humorvollen Dichter ferngelegen haben, dessen ganzes Leben uns zuruft: Gaudeamus! Und nun kommt er mit der Behauptung, er sei vor 100 Jahren geboren! Damals regierte doch wohl noch Friedrich Wilhelm III., der Gemahl der Königin Luise, Metternich war allmächtig, und es gab in ganz Deutschland keine Eisenbahn. So alt soll Scheffel sein, an den sich noch mancher Karlsruher Bürger recht wohl erinnert? Aber es wird ja wohl stimmen: am 16. Februar 1826 wurde Scheffel in Karlsruhe in der Steinstraße geboren. Sind nun etwa seine Werke veraltet und unmodern geworden? Nein, seitdem sie frei geworden sind, werden sie wohl noch begieriger gelesen als vorher. Das Volk also, d. h. die literarisch unverbildete Masse, steht noch immer in freudiger Bewunderung zu Scheffel. Die Literaturgeschichte hat allerdings schon lange zu ihm kritisch Stellung genommen, und hier, eingepfählt zwischen die festliegenden Daten des Realismus, der Münchener Schule usw. diesseits und des Impressionismus, des Expressionismus und der Neuroromantik anderseits, erscheint uns Scheffel doch schon historisch, in eine ziemliche Ferne gerückt. Aber gerade heutzutage wird uns Scheffel erneut und doppelt interessant, weil wir jetzt wissen, daß das landläufige Bild des Dichters durchaus verzeichnet ist, und weil wir heute die psychologischen Mittel haben, sein wahres Wesen genau zu erkennen. Nicht so sehr sind das die verschiedenen mehr oder weniger losen Beiträge zur Beleuchtung seines äußeren Lebens, die von interessierter Seite oder auch bloß aus Lust an der Sensation in die Welt geschickt werden und nur beweisen, was man schon weiß, daß Scheffel ein sehr schwieriger zu behandelnder Mann war; es sind vielmehr besonders die Brieffsammlungen, die uns den inneren Menschen so zeigen, wie er war. Und dieser innere Mensch, der Dichter, geht uns heute an, wo wir in dankbarer Verehrung dessen gedenken, was er uns allen geschenkt hat. Wir beurteilen den Menschen heute nicht mehr als Einzelercheinung oder als Erscheinung innerhalb seines Kulturkreises, so wichtig das ist, sondern wir forschen den seelischen Bedingungen nach, unter denen er geworden ist. Gerade bei einer so problematischen Gestalt wie Scheffel finden wir den Schlüssel zu seinem Wesen nur in seiner Abstammung von zwei stark ausgeprägten, aber durchaus gegensätzlich gerichteten Menschen, und so wenden wir zunächst den Blick in sein Elternhaus.

Vom Vater, dem pflichtgetreuen, praktisch veranlagten, etwas nüchternen Ingenieur, bringt Scheffel seine intellektuellen Fähigkeiten mit ins Leben und wohl auch die Neigung für die Malerei. Aber im ganzen ist ihm der Vater so wesensfremd, daß er ihm fast immer wie ein feindliches Prinzip gegenübersteht. Soweit die künstlerische Betätigung des Sohnes zum Beruf werden will, lehnt sie der Vater von vornherein skeptisch und verdrießlich ab, und so steht er in jener Zeit, wo sich die Eindrücke des Lebens zu dauerndem Gefühlsbesitz formen, an der Schwelle der Männlich-

keit, dem Sohne grundsätzlich entgegen. Die Mutter, die man immer wieder mit Frau Nat Goethe vergleichen möchte, steht ethisch tief unter dem Vater. War dieser beinahe ein Pedant, so fiel bei der Mutter eine phantastische Unzuverlässigkeit peinlich auf. Ihre Leichtigkeit im Ausdruck und ein nicht geringes Formtalent ließen ihr manche Gedichte von Wert entstehen, und sie ist zweifellos die geistige Mutter des Dichters. Aber in der Praxis des Lebens war sie nicht die geeignete Führerin des Sohnes, den eine sichere, feste Hand der Liebe zu wahrem Glück geführt haben würde. Ihr ist er zu nahe verwandt, als daß sie den nötigen Abstand der Objektivität gehabt hätte. Und so geht nun der Sohn dieser seltsamen Ehe mit seinen reichen Gaben, zunächst dem Erbe des Vaters, als glänzender Schüler durch das Gymnasium; er studiert dann Jura und macht ein gutes Referendär-Examen. Bis jetzt hatte er Pflichten zu erfüllen; das muß war ihm ein Segen und gab ihm zugleich das erfreuliche Bewußtsein sicherer Kraft innerhalb gegebener Grenzen. Nun aber, nachdem er diesen Stein auf den Berg gewälzt, überfällt ihn das Verhängnis: der Wohlstand seiner Eltern, der ihm keinen Brotterwerb aufzwingt. Das „ich muß“ scheidet von ihm und macht dem „ich darf“ Platz. Es ist nebenächlich, daß Scheffel jetzt strachelt, ob er Maler oder Dichter werden soll, denn obwohl er, wie uns eine neue Publikation bei Gräff hier zeigt, keine geringen Gaben als Maler mitbekommen hatte, war es ein Irrweg, den er einschlug, als er sich der bildenden Kunst zuwandte; er hat ihn jedenfalls ohne innere Kämpfe still und schmerzlos verlassen. Aber dann findet er Befriedigung des Gestaltungsstriebes in der Dichtung: es gelingt ihm der Wurf des „Trompeters“. Auch das wäre ein Unglück für ihn geworden, wenn dies Gedicht seine weitere Technik bestimmt hätte, denn wir können heutzutage kaum mehr verstehen, wie dies zum Teil humoristische Epos eine so freudige Aufnahme finden konnte, wo es uns jetzt als Ganzes nicht mehr imponieren kann. Es ist formlos in der Darstellung und dem Wesen des Dichters im Innersten fremd. Erst mit dem Eckehard tritt der große, begnadete Dichter in Erscheinung. Es liegt hier vieles von der Geistesart des Vaters zugrunde, Ernst, Gelehrsamkeit, Kraft in der Bewältigung eines vielgestaltigen Stoffes, und auch, was die Mutter beisteuerte, Beweglichkeit, Leichtigkeit in der Form, Phantasie, soll gewiß nicht verkannt werden. So entstand ein Werk, das in sich vollendet, ja in gewissem Betracht klassisch ist, an dem sich die Jugend erfreut, da es sachlich voll reichsten Lebens ist, und das dem Erwachsenen immer wieder volle Bewunderung abgewinnt. Wenn wir uns fragen, mit welcher Verechtigung wir Scheffel als einen großen Dichter bezeichnen dürfen, jedenfalls als den größten Dichter Badens, so weisen wir immer wieder auf dies Meisterwerk hin, das wie ganz wenige historische Romane alle literarischen Geschmacksrichtungen der wandelnden Zeit sieghaft überdauert hat und in ewig jungem Glanze vor uns steht. Was an diesem Romane so schön ist, ist schon zu oft gesagt, um wiederholt werden zu müssen, und jeder Leser weiß es. Hier sei nur einmal darauf hingewiesen, wie unendlich bunt das historische Bild ist, das der Dichter entwirft, und wie kraftvoll alle Personen aus dem innersten Kern ihres Wesens heraus gestaltet und ins Leben gestellt sind. Fried-

rich Schlegel sagt einmal, die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu sein, sich selbst mit freigebiger Großmut an andere Personen zu verlieren, des Irdischen, mit liebevollem Egoismus alles zu sich herüberzuziehen. Bei der nahen Verwandtschaft von Epos und Drama läßt sich dieser Satz mit besonderem Recht auch auf den Epiker beziehen. Wer unbefangenen daran geht, den Eckehard zu lesen, erfährt aus diesem Roman aus dem 10. Jahrhundert, wie die darin handelnden Personen gelebt, empfunden, geliebt und gekämpft haben, aber von Schefffel vernimmt er nichts. Im Gegenteil, die Anmerkungen — ein Schas für den literarisch Gebildeten, pedantischer Kram für die Masse — zeigen gerade, wie sehr sich der Dichter bemüht, sachlich und objektiv zu sein. In der Tat aber ist der Eckehard die erschütterndste Abrechnung des Dichters mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt und als solche für die Erkenntnis seines Wesens von tiefster Bedeutung.

Ueber mancherlei wichtige Tatsachen im Leben des Dichters sind wir bisher stillschweigend hinweggegangen, da sie allgemein bekannt sind. Man weiß, daß er in Säckingen Rechtspraktikant war, von da nach Capri ging, wo der Trompeter entstand, und dann nach Karlsruhe zurückkehrte, aber den Staatsdienst verließ. Notwendig mußte Schefffel vor sich selbst diesen Schritt rechtfertigen. Ein schweres Augenleiden, das erst später ganz zum Ausbruch kam, hatte sich, mit quälendem Kopfschmerz verbunden, schon in der Praktikantenzzeit bemerkbar gemacht. Auch war ein Zustand bedenklicher Aufregung für die Mutter Veranlassung geworden, nach Säckingen zu reisen und den Sohn ins seelische Gleichgewicht zurückzuführen. Wir sehen hier schon den Anfang einer geistigen Erkrankung, die auf einer Art epileptischem Boden sich schließlich in Verfolgungswahn ausprägte. Allein damals wußte man davon nichts, und da Schefffel im Gegensatz zu seinem von Kind auf geistig vollkommen unmahteten Bruder immer gesund und wanderfreudig war, sah man in der Augenkrankung gern die Wirkung von Ueberanstrengung und ließ den Sohn, zumal die Verhältnisse es leicht gestatteten, aus dem Staatsdienst ruhig austreten. Er hatte sich ja auch schon ein Arbeitsgebiet geschaffen und sollte Schriftsteller werden. Allerdings war die einzige Probe literarischer Begabung bis jetzt der Trompeter; aber das lebhafteste Interesse an geschichtlichen Studien würde seine Zeit gewiß erfreulich ausfüllen. So schien die Freiheit von jedem Zwang keine Bedenken zu haben. Schefffel hatte durch eine warme Neigung zu einer jungen Verwandten zudem gezeigt, daß er gewillt war, in soliden bürgerlichen Verhältnissen den Charakter des Elternhauses hochzuhalten. Die darauf gegründeten Hoffnungen erfüllten sich aber nicht. Mehr und mehr drängte die Mutter. So hielt denn bei Gelegenheit eines Sommeraufenthalts in Rippoldsau Schefffel beim Vater einer vornehmen jungen Dame um deren Hand an, erfuhr aber eine brüske Abweisung mit der Erklärung, einem Manne, der „nur Dichter“ sei, werde der Vater die Hand seiner Tochter verweigern. Von einer Liebestragödie ist nun keine Rede, und doch hat die zweimalige Zurückweisung den schmerzlichsten Eindruck auf den Mann gemacht, der eben erblich belastet war und schon damals in sich den Gegenstand der Angriffe eines feindlichen Fatums sah. In diesem Erlebnis wurzelt nun der „Eckehard“. Die Konzeption des dichterischen Gedankens ergab sich allerdings schon vorher aus der Lektüre der Chronik von St. Gallen; aber die Durchführung des seelischen Konfliktes der Hauptpersonen ist aufs entschiedenste durch die letzten Lebenserfahrungen bestimmt worden. Die Liebe des Mönches zu der Herzogin, deren tragischer Ausgang in den historischen Verhältnissen und noch mehr in dem stolzen Charakter Hadwigs bedingt war, endigt mit dem Sate: da neigte die stolze Frau das Haupt und weinte bitterlich. Mit diesem Sate triumphiert der Mann in Schefffel über das Weib. Der als „nur Dichter“ abgewiesen worden war, hatte in dem Reich der ewigen Kunst den Sieg über die zeitliche Aufsehung davongetragen: Eckehard, der Dichter, hat schließlich das Herz der stolzen Frau bezwungen, aber dann als freier Mann darauf verzichtet, den Sieg auszunutzen. Jeder empfindende Leser fühlt, daß mit diesem Sate der Roman zu Ende ist, und Schefffel sagt es selbst an der betreffenden Stelle. Was dann noch kommt, die Uebersetzung des Walthariusliedes, so vorwiegend sie ist, ist für den Roman selbst belanglos, und das weitere Schicksal Eckehards außerhalb des Bannkreises der Liebe ist rein Geschichte. Aber man fühlt auch, mit welcher leidenschaftlichen Anstrengung der Dichter sein Werk zur Höhe geführt hat, diese ideale Verstummbildung des eigensten Schicksals in der Form objektivierender Erzählung.

Nicht nur die Gesundheit der Augen hatte damit Schefffel an die Arbeit verloren, sondern er war vollkommen erschöpft, als der Roman erschien. Der äußere Erfolg blieb zunächst aus, und eine häßliche Fehde mit einem Berliner Verlage, der den Roman übernommen hatte, verdüsterte auch die leise ausleitende Freude an der Anerkennung, die der Dichter nach und nach erfuhr. Besonders aber war der Sieg, den der Dichter davongetragen hatte, nur ein literarischer gewesen; sein Selbstbewußtsein nach außen, das immer durch den seelischen Druck niedergehalten war, hatte sich nicht emporgerungen. Und nun steht vor uns ein kranker Mann, bei dem Wollen und Vollbringen nicht in Einklang kommt. Er ist einsam, hat viel Kopfschmerz, darf wenig lesen und wird ein vollkommener Sonderling, dem gewisse Gewalttätigkeiten der Lebensäußerung nur auf kurze Augenblicke zum Bewußtsein brachten, daß ihm noch Kraft innewohnte; im ganzen war er ein niedergeschlagener, lebensfeindlicher Bessmisi geworden.

Und doch winkt ihm in dieser trüben Zeit, wo er durch Reisen und Inkturen Erholung sucht, noch einmal das volle Glück. Der

Fürst von Fürstenberg beruft Schefffel zur Leitung der berühmten Bibliothek nach Donaueschingen. Eine Schicksalsfrage trat vor den Mann. Sollte er, der dem Amtsdienst sich so früh und bewußt entzogen hatte, sich ihm freiwillig und ohne Not neuerdings unterziehen? Er entschied sich für ja, und die kurze Zeit, während deren er die Bibliothek mühevoll verwaltete und einen wissenschaftlich großartigen Katalog der Bibliothek schrieb, waren wahrhaft von betäubendem Glücke getragen. Er lebte sich sehr rasch in die Gegend ein, findet sofort alle möglichen historischen Beziehungen und auch viele gute Wirtschaften und ist in dem vernünftigen Wechsel von Arbeit und Muße, die er auf Wanderfahrten verbringt, ein zufriedener, gesunder Mann. Auch der Verkehr mit dem Fürsten und dessen Gästen sagt ihm zu. Aber das unentrinnbare Schicksal steht schon auf dem Sprung; ohne erkennbare Ursache hat Schefffel an dem Muße wieder genug und gibt den Dienst auf. Er kommt nach Karlsruhe zurück, wo sich der im Grunde menschenscheue Gelehrte nie recht wohl gefühlt hat. Noch lebt die Mutter, und Schefffel wird wieder Hausvater. Den sich daraus ergebenden Bindungen fügt er sich nur widerwillig. Es kommt zu Szenen, die er massiv meistert und die ihn doch schwer niederdrücken. Eine eigentliche Arbeit, die ihn hätte trösten können, lag nicht vor, aber mit scheinbar gütiger Gebärde bietet ihm das Schicksal auch diese in ehrenvoller Form an. Er hatte dem Großherzog von Weimar versprochen, einen historischen Wartburgroman zu schreiben, und vergaß sich nun, immer noch in dem grünen Mansardenzimmer des Rennälzers nach dem Garten hinaus, in nachdrücklichstes Quellenstudium. Ueber dem Genuß daran kommt ihm nicht recht zum Bewußtsein, daß er Bausteine zusammenträgt, ohne den Plan für das Haus ausgeführt zu haben, und so scheint er schöpferisch tätig und sammelt doch nur. Ein tragischer Irrtum läßt ihn da plötzlich glauben, der Großherzog von Weimar sei unzufrieden mit dem langjamem Fortschreiten der dichterischen Arbeit, er sei in Ungnade gefallen, und nun bricht der Wahnsinn in schlimmster Form bei ihm aus, der Verfolgungswahn, der näher oder ferner ihn schon seit Jahren belauert hat. Er will in die Grande Chartreuse bei Valcluse flüchten, wird in vollem seelischen Aufruhr in der Nähe von Basel im Eisenbahnzug von einem Apotheker unter dessen Schutz genommen und kommt erst nach einigen Tagen unter der Pflege der Mutter und des Hauptmanns Klose einigermaßen zur Ruhe. So einschneidend dieses Ereignis ist, so wäre es nicht angezeigt, es genauer zu schildern, wenn es nicht auf Scheffels Persönlichkeit ein deutliches Licht würde. Wir begreifen, wie ihm bei der inneren Anteilnahme am Schicksal Eckehards der erste Roman so wunderbar gelang, daß er den unendlichen Wut gelehrter Kleinarbeit zu einem herrlichen Mosaik von künstlerischer, schöpferischer Vollendung zu gestalten vermochte. Der Wartburgroman wurde durch keinerlei innere Teilnahme des Dichters gefördert, und der Mann, dem das „ich muß“ so feindselig war, besaß die technische Gewandtheit nicht, einen fremden Stoff zu formen. Oder richtiger gesagt: seine ganze Kraft war im Eckehard erschöpft, sie lag lebendig und doch versteinert in diesem Werk. Nun hatte er aber sein Leben, man kann sagen: seine Manneschre, sein bürgerliches Ansehen auf die Dichtung gegründet, die man von ihm als reife Frucht verlangte, und er erkannte, daß er unvermeidlich geworden war zu schöpferischer Arbeit. Dies ist die unendliche Tragik des durch das Schicksal nicht disziplinierten, an sich so reichen Geistes.

Eine Wasserkur in der Schweiz brachte ihn zwar verhältnismäßig rasch wieder auf die Höhe, und gesellschaftlich hatte er wenig gelitten, da man die eigentliche Krankheit nicht erfuhr und sich nicht wunderte, daß der unabhängige Mann lange von zu Hause weg war. Aber von jetzt ab ist Schefffel ein gebrochener Mann. Welche tragische Ironie, wenn man annahm und meist noch annimmt, sein Leben sei so glücklich gewesen, wo es doch schon an der Wurzel krankte. Wenn wir aber dies Leben bis hierher beobachten, so steigert sich immer mehr die Bewunderung, die wir dem „Eckehard“ zollen, in dem sich alle guten Geister des bedrückten Mannes zu herrlichem Reigen schlingen.

Nach dem, was über Schefffel bisher gesagt wurde, muß es wundernehmen, daß er sich noch verheiratete. Die Mutter war hier die unablässig treibende Kraft, da sie wohl meinte, den Sohn so festhaft und innerlich, durch die Ehe bürgerlich gehoben, auch zufriedener zu machen. So kam mit einer sehr vornehmen, feinen Dame aus der ersten Gesellschaft der Stadt eine Ehe zustande, durchaus keinerlei Liebesache, sondern eine reine Konvenienz- oder Vernunfthe. Nur daß die Kontrahenten gar nicht einander konvenierten und alles andere als Vernunft hier im Spiele war. Es erübrigt sich, festzustellen, daß die Ehe sehr unglücklich war und katastrophal endigte, und es ist auch klar, daß hier der Mann der Schuldige war. Nie gewohnt, sich irgendwie zu fügen, weder als Sohn im Elternhaus noch als Beamter im Staatsdienst, und zu lange Junggeselle, empfand er in der vollkommen anders gearteten Lebensform der Frau einen dauernden Vornurrt und trat ihrer vornehmen Haltung in einer Weise entgegen, die sie schließlich zwang, das Haus zu verlassen. Schefffel bemächtigte sich aber des Sohnes, den die Mutter nach München genommen hatte, und in der Erziehung dieses Kindes fand er ein tiefes Glück und wahre Befriedigung.

Das Bild, das man sich allgemein von dem Dichter macht, wird nun bei der Masse viel mehr durch andere Werke als den Eckehard bestimmt. In erster Linie sind es die Lieder des Gaudamus. Aus ihnen leuchtet die Freude an der alten Burschenherrlichkeit, und es lebt in ihnen die Erinnerung an den frühlichen

Heidelberger Kreis des „Engern“, in dessen Gesellschaftsformen sich Scheffel unaussprechlich wohl fühlte. Die Mittelglieder waren alles Männer in Amt und Würden, vorab der Pfarrer Schmeizer von Biegelhausen und der Historiker Häusser von der Universität. Die in humoristischer Steifheit und in der Schwerefülligkeit mittelalterlichen Kanzleistils abgefaßten Satirungen waren ihrem Geiste nach geradezu das ideale Lebenselement für Scheffel. Als er dann später nach Säckingen kam, bediente er sich dieses Stils in seinen wunderbaren Episteln. In diesem Kreis entstanden dann die meisten Gaudeamuslieder so, wie wir sie heute lesen, oder doch in der Konzeption. Hier zeigt sich die unübertroffene Fähigkeit des Dichters, Gestalten seiner Phantasie lebendig werden zu lassen, lebendige Typen zu schaffen, die die innere Notwendigkeit ihres Seins in sich tragen. Schon im „Trompeter“ war der later Hildigeigei aufgetreten als eine grandiose Schöpfung der Verjüngung in fremde Weisheit. Nun treten im Gaudeamus nicht nur Männer wie der Rodensteiner oder der Zwerg Perkeo auf, sondern auch Elementarkräfte wie Gneis und Granit oder Urbesien wie die Saurier oder der Tazzelwurm, und über allem laßt ein sieghaft antiphilliströfer Humor. Nicht nur von den Studenten, sondern auch von der Literaturwissenschaft werden diese Gestalten einer unerhört plastischen Phantasie zu den unvergänglichen Leistungen des Dichters gerechnet, in denen er durchaus original ist, wenn auch verbrießlicher Neid früherer Erfindungsrechte auf diese Dichtungsart geltend machen wollte. So erfreulich für den Dichter die begeisterte Anerkennung sein mußte, die ihm das Gaudeamusbuch einbrachte, so hatte es anderseits die schlimme Folge, daß man Scheffel von da ab als Trinker ansah und viele in seiner seelischen Konstitution von Jugend ab begründete Absonderlichkeiten auf starken Weingenuß zurückführte. Ueberhaupt kann nicht geleugnet werden, daß Scheffel das Karlsruher Publikum, besonders die höheren Kreise, gegen sich hatte. Dazu war das seltsame Verhalten seiner Schwester gekommen, die sich am Tage ihrer Hochzeit von ihrem Bräutigam löslagte. Es ist daher begreiflich, daß Scheffel, durch die Honorare allmählich auch zu persönlichem Wohlstand gelangt, sich nach einem andern Wohnsitz umsahnte, den er später auf der Mettnau am Bodensee fand.

Für eine umfangreiche Romanschöpfung besaß, wie wir gezeigt haben, Scheffel die Kraft nicht mehr. Doch kristallisierten sich ihm aus persönlichen Erlebnissen — seinerzeit war die Schwester sehr rasch in München verstorben — und aus dem Quellenstudium zum Wartburgroman noch zwei novellistische Edelsteine: *Hugido* und *Juniperus*. Ueberrascht wurde die literarische Welt durch das Erscheinen des Buches „*Frau Lucretia*“, das eine Sammlung bearbeiteter Gedichte aus dem deutschen und romanischen Mittelalter enthält. Mit dem Urteil, dem Dichter falle selbst nichts mehr ein, er müsse sein literarisches Ansehen mit Uebersehnungen über Wasser halten, war die hauptstädtische Kritik gleich bei der Hand. In der Tat aber ist dies Buch ein Meisterwerk von leuchtendstem Glanze. Mit der schon betonten fabelhaften Fähigkeit, sich in das Empfinden und Sein anderer einzufühlen, hat er sich all diese Originale zu eigen gemacht und sie zu herrlicher, lebendiger Urständ gebracht. Hier zeigt er sich als seinfühligster Meister der Sprache, aber wir empfinden auch in diesen wundervollen, formvollendeten Gedichten ein warm schlagendes Herz. Nichts ist unverständlicher, als hier von mangelnder Originalität zu sprechen. Die Originale sind bloß der Vorwand zum Ausdruck dessen, was Scheffel selbst lyrisch empfand; wenn er sie deutsch gestaltete, so sprach er darin all das aus, was frei aus dem eigenen Herzen zu sagen dem menschlichen Dichter unmöglich war. Man beobachtet hier etwas ganz Wesentliches an ihm: eben das Bedürfnis, alles, was er empfand, andern Menschen oder fremden Sprachformen anzuvertrauen. Die mittelalterliche Schreibweise ist durchaus für ihn keine historische Marotte, sondern sie entspringt innerem Zwang, sich vor den Menschen mit seinem Leben zu verbergen und es ihnen doch mitzuteilen.

Erwähnen wir noch die majestätischen, herrlichen Bergpsalmen, die in ihrer einsamen Größe — auch wieder einer geschichtlichen Person in den Mund gelegt — ein erregendes Zeugnis von dem Seelenzustand des Dichters geben und uns zeigen, wie er in tiefer Andacht zu dem Schöpfer der Welt in der Natur den letzten Trost sucht, so weisen wir schließlich auf das letzte seiner Werke des Dichters hin, die die Zeitgenossen mit einem gewissen Widerwillen ablehnten und die mehr oder weniger Literatur geblieben sind. Denn nur der Eckehard, in viel höherem Grade aber der Trompeter und die Gaudeamuslieder haben den Dichter volkstümlich gemacht. Auch darin liegt eine tiefe Tragik, daß der Dichter, dem ja natürlich der Ernst viel näher lag als der Humor, ein für allemal als der humoristische Dichter abgestempelt wurde und daß man ihm dann die tiefempfundenen ernstesten Werke fast als stilwidrig übernahm, jedenfalls sie ihm nicht glaubte, sondern für artistische Produktionen hielt.

Ueber allen möglichen literarischen und gesellschaftlichen Widerwärtigkeiten war Scheffel ein immer mehr verbissener Einsiedler geworden, zu dem nur noch wenige treue Freunde den Weg fanden. Ehrungen aller Art von seiten des Großherzogs, von Vereinen, Verbindungen, Städten usw. nahm er im letzten Sinne freudig an, weil sie sein so tief erschüttertes Selbstgefühl als das eines gescheiterten Mannes wieder aufrichteten, aber im Jahre des Heidelberger Universitätsjubiläums, wo man so freudig auf die Teilnahme des Gaudeamusdichters gehofft hatte, war er ein müder, gebrochener Mann, der mit letzter Anstrengung der Stätte vergangener Seligkeiten seiner Jugendjahre in einem Schwanengesang huldigte. Im Jahre 1886 starb er in seiner Vaterstadt.

Lebendig aber bleibt uns immer seine Dichtung. Wir brauchen nicht den Anlaß dieses Gedentages, um seine Werke wieder hervorzuholen, und es ist nicht der Badner, dem wir als seine Landsleute Bewunderung sollen. Lebendig ist seine Dichtung in dem Sinne, daß sie dauernd wirkt, daß sie jedem, der sie kennenlernt, ein mächtiges, ihn innerlich erregendes Ereignis bildet, und national ist sie, insofern sie den Leser mit einer Fülle von bunten Gestalten und Geschehnissen unserer Vorzeit umgibt und ihn so geradezu als Mitlebenden in die vergangenen Tage hineinsetzt.

So ist dies Leben unendlich schwer zu tragen gewesen und war doch im biblischen Sinne köstlich, weil es erfolgreiche Mühe und Arbeit war. Wären in Scheffels Schicksal Glück und Leid gleichmäßig verteilt gewesen, so wäre ein zufriedener Durchschnittsmensch geruhig über die Erde gewandelt nach dem Rezept der Gellertischen Fabel vom Greise: er ward geboren, er lebte, nahm ein Weib und starb. Aber ihm war gegeben, mit bitterem Leid den Gewinn seines Lebens zu bezahlen, und so ist Scheffel einer von den vielen Zeugen für die Wahrheit des Satzes von Hebbel geworden, daß nur die Unbedeutendheit vor der Tragik schützt.

Wilhelm Zentner / Scheffels Jugend.

Scheffels Jugend ist in Wahrheit der Frühling seines Lebens; ein Frühling voll Sonne und Blüten. Vielleicht ist es später eine jener schwer über dem Dichter lastenden Tragiken geworden, die frühe seine Schaffenskraft zermürbten, daß ihm dieses Frühlingbild stets wie eine ewige Sehnsucht vor Aug' und Herzen stand, daß er die Blütenzweige der Erinnerung nicht mehr so nahe zu sich niederbiegen konnte, daß sie ihn noch einmal mit den seligen Sonnen erster Blüte leuchteten und dufteten. War diese Erinnerung sorglos und heiter verbrachter Jugendtage zwar ein Besitz, der, in der Obhut eines glücklichen Elternhauses erworben, dauerndes Eigentum des Herzens werden mußte, so stieg auch in späteren, von Lebensstürmen und Enttäuschungen erfülltsten Jahren die Vision eines verlorenen Paradieses auf, dessen Pforten sich dem Manne eigenwillig verschlossen.

Das Bild der Eltern wächst zunächst in uns empor, wenn wir des Dichters Jugend betrachten. Sie gaben jenen Tagen ihr heiteres, dem Gedächtnis unvergeßliches Licht. Philipp Jakob Scheffel, der Vater des Dichters, war am 29. Juni 1789 zu Gengenbach als Sohn des Domänenverwalters Magnus Scheffel geboren. Ihn drängte es zu praktischem Berufe. Er wurde Ingenieur. Die Freiheitskämpfe des Jahres 1813 riefen ihn zur Fahne. Das soldatische Leben sprach ihn an; auch als die Waffen zum Schweigen kamen, verblieb er beim Militär, bis er im Jahre 1817 Mitglied der von der badischen Regierung gemeinsam mit Frankreich eingesetzten Rheinregulierungskommission ward, eine Tätigkeit, die ihn landsab, landauf von Mannheim bis Basel führte. Hier wirkte er an der Seite des für die Korrektur des Stromlaufes so überaus verdienten Obersten Tulla, um dann später zur Wasser- und Straßenbauverwaltung überzutreten. Sein Leben verlief in den geregelten Bahnen einer sicheren Beamtenlaufbahn; zu dieser befähigte ihn seine Pflichttreue, seine aus mathematischer Schulung

gewonnene Genauigkeit, sein in der Schule rationalistischen Denkens unveräuslerlich erworbener praktischer Sinn. Daneben blühte ein reger Naturwitz in der Brust des Charakterfesten, mit beiden Füßen im Leben gründenden Mannes. Man rühmt vor allem seine fanatische Gerechtigkeitsliebe, ein Wesenszug, der auch seinen Sohn auszeichnete.

Dieser, in seiner früh sich äußernden künstlerischen Veranlagung, mußte sich freilich zunächst dem Wesen der Mutter inniger verbunden fühlen, denn von ihr strömte ihm seelisch wärmerer, unmittelbarer Anhauch. Josephine Scheffel stammte aus dem Städtchen Oberndorf im württembergischen Schwarzwald; ihr Vater, Joseph Krederer, war dort ein angesehener Kaufmann und in verhältnismäßig jungen Jahren Stadtschultheiß. Dank den günstigen Vermögensverhältnissen der Familie genoß Josephine eine sorgfältige Erziehung; ein Hauch milden Josephinischen Geistes wehte durch das Oberndorfer Schultheißenhaus. Am 8. Juni 1824 reichte die Ahtzehnjährige dem Major Scheffel die Hand. Die junge Frau besaß ein lebhaftes Naturell, gesunden Mutterwitz; sie liebte Welt und Menschen und sah gerne einen geselligen Kreis um sich versammelt. Aufrichtige Güte frahlte aus ihrem Wesen, das seinen inneren Halt aus dem Wurzelgrunde gläubiger Frömmigkeit gewann. Mit ihrem Gatten teilte sie die Liebe zur Natur, vor allem zur alemannischen Seimat, deren reicher Sagenreichtum ihr selbstverständlicher Besitz war, und verband damit ein nicht nur in Worten sich erschöpfendes, tatkräftiges vaterländisches Fühlen. Frau Major verstand vorzüglich zu erfinden und lebhaft zu erzählen, vergaß jedoch darüber nie, dem Märchengarn auch die Knüttlein seiner Nutzenwendung einzuwoben. Die Berge flossen ihr leicht und gefällig von der Feder und im Gegensatz zu dem ganz anders beanlagten Sohne reizte sie mehr als einmal der dramatische Vorbeur.

Bei der großen Regsamkeit Josephine Scheffels und den mannigfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihr daraus erwachsen, schien es so gut wie selbstverständlich, daß die Mutter der Frau Major sich mit der Tochter in die Bürden des Haushaltes teilte. Katharina Krederer war ein guter, stillwirkender Geist des Hauses, überall zur Hilfe und Vermittlung bereit, Josephinen ähnlich in der Art, sich mit gutem Humor in das Dasein zu schicken, dabei voll gesunder, naturhafter Geistesfrische bis in ihr hohes Alter. Will man die Atmosphäre schildern, in der der Knabe Joseph heranwuchs, darf dieser prächtigen Frau, die am Fuße des Hohentwiel, zu Melchingen, als Tochter des dortigen Posthalters Eggstein geboren war, unter keinen Umständen vergessen werden. Denn an dem Enkel Joseph hing sie mit besonderer Liebe, sie hat schon dem Knaben manchen heimlichen Groschen und gar Gulden zugesteckt, ihn nach Baden-Baden zum Kurgebrauch mitgenommen, von wo 1836 Josephs erste kindliche Briefe ans Elternhaus erflossen, wohl die ersten, uns erhaltenen Zeugnisse seiner Feder.

Allerdings — diesem freundlichen Bilde harmonischen Familienlebens fehlten auch die Schatten nicht! Ein tragischer Hauch umwitterte Scheffels älteren Bruder Karl, der von Jugend an gelähmt und schwächlichen Geistes war, ein armer Krüppel, an dem sich die Hand der Liebe werktätig erweisen mußte! Das Glück verständnisvoller brüderlicher Aussprache hat Joseph somit nie befehen, um so zärtlicher hat er sich an seine einige Jahre jüngere Schwester Marie angeschlossen, deren früher Tod eine Lücke in sein Empfindungsleben riß, die später mit nichts Ebenbürtigem zu schließen war. Auch in Maria walteten künstlerische Impulse: ein vielversprechendes Maltalent reifte in ihr heran.

Als Joseph am 16. Februar 1826 zur Welt kam, hatte das heimliche Karlsruhe noch das freundliche Antlitz einer kleinen Residenzstadt und deren behagliche Gebärde. Noch standen die alten Tore und Bachthäuschen aus den patriarchalischen Zeiten Karl Friedrichs, der als ein weiser und gütiger Fürst mitten unter seinem Volke gelebt hatte. Allein durch das ehrwürdige Gemäuer zog allmählich ein „neuer Geist“ in die Stadt, dem keine Torwache den Einlaß wehren konnte. Karlsruhe als der Parlamentssitz ward Schauplatz schroff aufeinander prallender Gegensätze; die Atmosphäre der sonst so friedlichen Stadt begann immer deutlicher unter den Spannungen politischer Leidenschaft zu zittern. Der Landtag des Jahres 1831 ward nach einem zeitgenössischen Ausdruck zu „einem parlamentarischen Volksfest des Liberalismus“, der gerade in Baden eine Hochburg fand.

Bald nach der Geburt Josephs hatten Scheffels Eltern ein Anwesen in der Stephanienstraße erworben, Nr. 18, heute 16, das mit seinem hinter dem Hause sich dehrenden Garten bis an den nahen Hardtwald reichte. Dieses Haus war vor allem durch die Bemühungen und Gastlichkeit der Frau Major ein Mittelpunkt geselligen Verkehrs, in den besonders die Künstlerwelt einbezogen wurde. Hier lehrten die in München ansässigen Maler Moritz von Schwind, Jean Baptist Kirner, dessen Vebellustrationen ihm das Herz das Hausheirn gewonnen hatten, und Feodor Dies gerne und häufig ein, von Einheimischen waren der Galeriedirektor Frommel und Baudirektor Hübsch ständige Gäste. Wilhelmine Thöne, die seit ihrer Verheiratung mit dem Freiherrn von Conbergr der Bühne entsagt hatte, war mitunter zu einer deklamatorischen Abweichung zu bewegen, und oft erzählten die Maler von ihren Reisen und Studien, zu deren Illustrierung sie in ihren Mappen das geeignete Anschauungsmaterial mitgebracht hatten. Häufig stellte sich auch der vielseitig interessierte Minzdirector Kachel ein; in dem Kanzleirate Bingner, einem Verwandten, fand die Herrin des Hauses einen treuen Mitarbeiter ihrer ausgedehnten karitativen Bestrebungen.

Der Knabe Joseph schien im allgemeinen den geselligen Freuden, vor allem der Welt des Salons und der offiziellen Empfänge, der zeremoniösen Wahrung der Form und der damit verbundenen Konvention des Gesprächs nicht sonderlich zugetan. Wie alle frühreifen Naturen, in deren Grunde noch unbewußt und feinhast verhüllt künstlerische Veranlagung sich regt und mit ahnungsvollen, dem jugendlichen Gemüt noch kaum deutbaren Stimmen redet, liebte er die Einsamkeit, war schüchtern in größeren Kreisen, besangen vor fremden Menschen. Lieber, als daß er sich in der Gesellschaft präsentieren ließ, hörte er der Mutter im abendlichen Garten ihre selbsterdachten Märchen erzählen, die das letzte Gezwitscher der müden Amseln begleitete. Der nahe Hardtwald lud zu weiten Spaziergängen, ebenso der Rheinwald, der Turmberg bei Durlach, die Höhen von Ettlingen.

In der Schule war Joseph ein Musterhüler, stets unter den Inhabern der ersten Plätze. Seine Begabung für Sprachen, sein früherwachteter Sinn für Geschichte kamen ihm dabei sehr zustatten, weniger vermochte ihn die „Götterwissenschaft Mathematik“ zu fesseln, die den Schüler des Lyzeums mitunter zu einem unlieblich frühen Aufstehen zwang, während sich das ganze Haus noch im Schlummer wiegte. Früh erwachten die literarischen Neigungen, die reichliche Nahrung in der stattlichen Bücherei des Elternhauses fanden. Schillers dramatisches Temperament wirkte begeisternd, daneben vermochte sich aber der Knabe auch nicht dem lockenden Ruf der Romantik zu entziehen, die ihn besonders vertraut aus Eichendorff ansprach. Anastasius Grün, ein Lieblingsdichter der Mutter, lud zu willkommenen Gängen in die Welt der Vergangenheit, deren Wesen und Walten er mit ehrkräftiger Pietät gegenüberstand, ohne das Recht der neuen Zeit mit ihrer „Poesie des Damvies“ der Romantik gegenüber zu leug-

nen. Ueber ihn führte die Brücke zu den eigentlichen Zeitdichtern, Heine, Herwegh, Freiligrath.

Scheffel war mit seinen Interessen, die sich in erster Linie auf das verheißungsvoll sich entfaltende Leben der Gegenwart sammelten und schon den Schüler der oberen Gymnasialklassen an schulfreien Tagen an den Sitzungen der badischen Kammer mit reger Aufmerksamkeit teilnehmend ließen, keineswegs allein. Ein ausgedehnter Freundeskreis teilte sie, unterzog sie lebhafter Debatte, übte das schöne Vorrecht schrankenloser Kritik, das man stürmischer Jugend nicht versagen mag. Denn auch über dieser Jugend stand ein feuriges „in philistinos“ als Wahrzeichen ihrer gesunden, idealem Wollen hörigen Kraft; großzügig ließen die Eltern den Sohn gewähren.

Denn sie hatten ihn frühzeitig zu jenem unverfälschten Gesundheitsquell geleitet, der auch ihnen, wie später ihrem Sohne in allen Unbilden und Wechselfällen des Daseins einzig Heilung und Labung bot: zur Natur! Schon frühzeitig durfte der aufgeweckte Knabe an den Reisen der Eltern teilnehmen, an ihrer Hand die Heimat erwandern. Sie beförderten damit nur einen Trieb, der Joseph gleich ihnen im Blute lag und dem er nachdem sein reines Erdenglück verdankte. Bald war ihm das ganze badische Heimatland mit geringen Ausnahmen vertraut, seine einzigartige Schönheit unbewußt halber Besitz. Josephs zeichnerische Neigungen fanden hier reichen Stoff für sein Skizzenbuch, das erst Anfang der vier Jahre durch Tagebücher ergänzt wurde. Bald ging's aber auch über die engeren Grenzen hinaus: vom Bord des Zürcher Sees sah er bei der Jugendfreundin der Mutter, Karoline Meyer-Ditt, die schneebedeckten Häupter der Alpen herübergrüßen und kurze Zeit danach wurden von jubelndem Knabenmangel die stolzen Burgen des Rheingaus ersteigen.

Frühzeitig hielt der akkurate Vater den Sproßling zur Führung von Reisetagebüchern an. So ist uns ein solches vom Sommer 1841 erhalten*). München, Salzburg und Tirol war das Ziel jener großen, mit den Eltern unternommenen Wanderfahrt. Ueber Forzheim, Stuttgart, Ulm und Augsburg geht's zur bayerischen Hauptstadt, wo ein längerer Aufenthalt gemacht wird, der die Bekanntschaft ihrer hauptsächlichsten Kunstschätze vermittelt. Ein Ausflug an den Starnberger See wird als besonders „herrlich“ bezeichnet. Unverkennbaren Eindruck machte der Besuch von Schwanthalers Atelier, wo gerade die Giebelfiguren zur Walhalla fertiggestellt wurden. Auch Kaulbachs Atelier hat der fünfzehnjährige Scheffel schon damals bereitet. Starke Anziehungskraft übte auch Salzburg, Reichenhall, Berchtesgaden und der Königssee. Von da wandte man sich nach Innsbruck, veräumte dabei nicht, der Feste Kufstein, die damals noch österreichisches Staatsgefängnis war, einen Besuch abzustatten und sich in dem altertümlichen Rattenberg zu verweilen. Eingehend wurde dann in Innsbruck die Hofkirche besichtigt, wie überhaupt alle jene Stätten, um die der Anhang geschichtlicher Erinnerungen witterte, dann aber vor allem Burgen und Schlösser den Knaben zu tieferer Aufmerksamkeit bannen. Durch den Vorarlberg führt dann der Weg dem Bodensee und die Reise ihrem Ende entgegen.

Dieses Reisetagebuch gab wohl Anlaß zu der Tatsache, daß Scheffel mit dem Beginn des kommenden Jahres 1842 ein allgemeines Tagebuch zu führen beschloß, damit dieses „dann getragen möge, immer mehr die Fehler zu lehren und in dem Streben nach Vollkommenheit zu fördern“. Gute Vorsätze, die anscheinend auf Veranlassung der Mutter zur vorläufigen Durchführung kamen. Wir erfahren daraus, mit wie großem Interesse man in Karlsruhe den Bau der immer näher an die Residenzstadt heranrückenden Eisenbahn betrachtete, wie regen Anteil man an den Ereignissen des Hofes nahm, aber auch an den Verhandlungen der Kammer. Im allgemeinen registriert dieses Tagebuch mehr, als es irgendwelche subjektive Mitteilungen über das Seelenleben des Verfassers macht. Es ist wohlthuend schlicht, berichtet von den Gängen zu Josephs Zeichenlehrer, Hofmaler Karl Kung, von der Tanzstunde, vom Whist- und Billardspiel mit den Freunden, von Spaziergängen und Ausflügen, von dem Sonntagsvergnügen der „Parade“ auf dem Schloßplatz, von Besuchen der Karlsruher Messe, wo vor allem eine Schlangenbude Josephs Bewunderung erregt. Im Mittelpunkt der Interessen stehen natürlich wieder die Ferienreisen, so an Ostern eine Wanderfahrt in die Rheinpfalz, wo vor allem in Speyer zur Besichtigung des dortigen Domes längere Rast gemacht wird. Dieser Eindruck sprachte von ihm auf das jugendliche Gemüt zurück, Grundriß und Türme werden im Tagebuch skizziert. Die Sommerferien 1842 führten Joseph mit dem Vater durch den Schwarzwald nach dem Bodensee und in die Ostschweiz hinein, damals hat er bereits den Hohentwiel und den Säntis bestiegen, wenigstens zum Wildschneelein und zur Ebenalp ist er auf letzteren gedungen. Der Herbst 1842 führte ins Elsaß und die Vogesen — mit der Beschreibung dieser Reise bricht das Tagebuch ab, um bis zum Abschluß von Josephs Gymnasialstudien im Sommer 1843 nicht mehr aufgenommen zu werden. Examen Vorbereitungen hinderten ihn wohl an der Fortführung. Sie haben sich wohl gelohnt, denn als „primus omnium“ verließ Scheffel das Karlsruher Gymnasium. Ahnte er wohl, daß damit eine der glücklichsten Perioden seines Erdwallens ihren Abschluß gefunden hatte? Freudigen und erwartungshelken Herzens trat der Jüngling ins Leben hinaus, das lockend vor ihm zu liegen schien. Ihm war die Ehre gewor-

*) Die Benutzung der erstmalig hier herangezogenen Tagebücher wurde mir in gütigster Weise vom Scheffelarchiv des Deutschen Scheffelbundes in Karlsruhe gestattet.

den, in seiner Abschiedsrede den Gefühlen seiner scheidenden Mitschüler wie den eigenen Ausdruck zu verleihen. Der Meister des deutschen Aufsatzes verrät sich auch im Konzept dieser Ansprache, die sich die Ausdeutung des Dichterwortes

„Wenn die Stunde sich naht zum ernstlichen Eintritt ins Leben, scheue nicht Arbeit und Kampf, wage dich kühn in den Streit!“

zum Stoffe erkoren hatte. Sie unterwirft sich begreiflicherweise weitläufiger stilistischer als rhetorischer Gelesen. Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle den Schlüssel des bis dahin noch nicht veröffentlichten, kaum dem Titel nach bekannten Stückes wiederzugeben, minder als Zeugnis eines zu frühem Bewußtsein erwachenden dichterischen Geistes, sondern als schlichten Epilog zu einer ersten Lebensperiode des Dichters, der damals noch kaum ahnte, daß ihm auf diesem Felde dereinst Lorbeer der Anerkennung sprossen sollte.

„Und so trennen wir uns von den Hallen, die so manches Jahr hindurch uns aufnahmen; von den Freunden, die mit uns auf demselben Wege ihrem Verufe entgegenstrebten und nach uns den schweren Abschied feiern werden; so von den väterlichen Führern unserer Jugend, denen wir so vieles danken.“

W. Zähringer / Schauplatz der Gesellschaft des „Engeren“.

Und wieder sah beim Weine
Im Waldhorn ob der Bruck
Der Herr vom Rodensteine
Mit schwerem Schluß und Glud.

Ist es nicht eine köstliche Ueberraschung, wenn wir, die Stätten der heiteren Muse Scheffels aufsuchend, zuerst dem Namen des humorvollen Heimatdichters Nadler begegnen? Und das verhält sich so:

Laut Neuenheimer Grundbuch vom Jahre 1838 verkaufte Karl Gottfried Nadler gemeinsam mit seinem Bruder, Dr. Heinrich Friedrich Nadler, das oberhalb der Brücke liegende Haus mit Garten (heute Scheffelhaus) an den Bürger und Schuhmachermeister Joseph Steidel von Heidelberg. Die Kaufbedingungen sind merkwürdig genug. In nachstehender Reihenfolge verpflichtet sich nämlich der Käufer:

- a) einige Familienbriefe, in deren Besitz er sich befindet, auszuliefern,
- b) auf Verlangen den Verkäufern nächsten Winter jeden Sonntag nach Tisch in seiner Behausung einige lustige Schwänke eigener Erfindung zu erzählen,
- c) einen Kaufpreis von 7350 Gulden zu bezahlen.

Der 1774 geborene Schuster Joseph Steidel, der in dem neu erworbenen Hause vorerst eine Art Strahnwirtschaft (ohne Schildgerechtigkeit) betrieb, ist offenbar ein rechtes Pfälzer Original gewesen, das den Volksdichter Nadler, wie wenige Jahre später den ursprüngliche Menschen suchenden Geschichtsschreiber der Pfalz, L. Häußer, unwiderstehlich anziehen mußte. Hatte doch Steidel kurz nach der Revolution acht Jahre lang in Versailles gelebt, und war er in Heidelberg der Ehre gewürdigt worden, dem Kaiser von Rußland während seines Aufenthaltes hier (1815) ein Paar Stiefel anzumessen. Da konnte der „alte Kauz“, wie ihn die Chronik des „Engeren“ nennt, wohl lustige Schwänke zum besten geben und erzählen, wie er Handwerksbursche und Jakobiner „gewest“ und allerhand Merkwürdiges in Paris und in der Fremde erlebt habe.

Es war im Sommer 1841, als bei einem unbeständigen, regnerischen Wetter manche Spaziergänger der Fiegelhäuser Straße entlang nicht viel weiter als bis zum „roten Lappel“ (Charlottenberg Nr. 63) kamen und auf dem Heimweg bei unserem Steidel einen Unterschlupf suchten, „und nahmen dort einen Imbiß und tranken einen halben und noch einen halben und dann wieder einen“.

Unter den Männern, die sich solchermaßen hier zur Beizezeit zu einer Tafelrunde vereinigten, befanden sich neben Professoren der Universität allerlei Bürger der Stadt, Ärzte, Lehrer, Postbeamte, Pfarrer, auch der Kaufmann Ph. Fr. Mays, als „Papa Mays“ bekannt, Vater des Albert Mays, der sich später um die Geschichte der Stadt so viele Verdienste erworben hat und auch Mitglied des „Engeren“ geworden ist. Das Haupt und die Seele dieses Stammtisches aber war Professor Häußer, der in heiterem Chronikentil die Geschichte von der Entstehung des „Engeren“ überliefert hat. Wenn sich die größere Gesellschaft, Kasino genannt, abends gegen 9 Uhr verlaufen hatte, blieben oft noch einige sitzen bis Mitternacht, „in heftigen Gesprächen, heiteren, ehrbaren und züchtigen Reden und tranken, so lange Stoff da war. Und sie waren in Gott vergnügt und dachten sich, das ewige, geheimnisvolle Licht zu schauen. Es waren aber die Männer Noos, Süpfe, Arneß, Mays und Häußer, die so beisammen tagten und dem Herrn dienten. Einmalen aber, so schon die finstere Nacht am Himmel stand, kam der heilige Geist über sie, und sie redeten wunderlich in mancherlei Tönen. Da erhob sich einer unter ihnen und sprach: Das sei der „engere Ausschuß“, in dem wir hier vereinigt sind. Und ein anderer stand auf und sprach: Und so wollen wir allwöchentlich einmal zusammenkommen und dem Herrn dienen. Und alle sprachen Amen und waren

Die Stunde des Abschieds ruft gebietend; wir folgen ihrem Rufe. Möge das Leben, in das wir jetzt eintreten, dereinst zeigen und bestätigen, daß wir nicht mit leeren Versprechungen schieden; daß der Segen, von Eltern, Lehrern und Freunden den Scheidenden erteilt, keine Unwürdigen geleitete; daß die Keime, die in dieser Anstalt unser Herz empfing, zu segensreicher Frucht aufgingen; daß unter den Namen derer, die mutig den Kampf für Wissenschaft und Gerechtigkeit, für Recht und Pflicht auch die unsrigen nicht fehlen! — Wissenschaft, Tugend und Religion mögen die Sterne sein, die uns schützend leuchten, wo die Stürme der Jugend brausen und die Macht der Leidenschaften tobt. — So treten wir entgegen dem Kampfe mit der Welt und hoffen, dereinst wiederzukehren, vielleicht geläutert und geprüft und zu Männern herangereift zu einem edeln und ehrenvollen Leben.

Dann wird uns nach bestandnem Kampfe die Ruhe lohnen, die dem Sieger zuteil wird, und wenn einst die Stunde gebietet zum Eintritt in eine andere, höhere Zukunft, wird uns der Abschied leicht werden und in ungetrübter Klarheit wird sich das Leben unserer Blicke erschließen, zu dem unser Wandern hinführen die Vorbereitung, den Uebergang bildet.“

voll andächtiger Gedanken. Also ward im Winter des 1842. Jahres der E. A. gestiftet, und der Herr segnete ihn, und er war fruchtbar und mehrte sich.“

In einer „Botschaft“ des Präsidenten vom Jahre 1847 heißt es: „Stolz dürfen wir es ausrufen: Der Engere ist in Macht!“ und in einer solchen vom Februar 1852: „Es sind nun vier Jahre verflossen, seit der Präsident des E. A. diese erlauchete Versammlung zum letzten Male durch eine Botschaft begrüßt hat.“ Wenn auch während der Revolutionsjahre die Zusammenkünfte nicht regelmäßig stattfinden konnten, so hat der Engere doch weiter bestanden und auch — obwohl er nach seinem Zweck rein gesellig war und alle Bekennnisse vereinigte — an dem politischen Freiheitsdrang jener Zeit in dem Sinne der für den E. A., vermutlich von Häußer, gedichteten Lieder teilgenommen, von denen wir je die Anfangstrophe wiedergeben:

Stoß an, freies Wort lebe! o weh!
Wer die Wahrheit kennt und sagt sie frei,
Der hüte sich vor der Polizei!
Michel, schlaf ein!

Stoß an, deutscher Bund lebe, hurrah hoch!
Der in Frankfurt ist damit nicht gemeint,
Nein, Völker in Freiheit und Recht vereint.
Michel, wach auf!

Wie mochte sich da der Redner, dessen Sprache im Landtag wie auf der Lehrkanzel „so frei, so einfach, gewaltig wie die eines Rhapsoden“ floß, wie mochte sich der pfälzgeborene Säuber nach der Bewältigung übermächtiger Arbeitslast frei und leicht fühlen, wenn er in zwanglosem Kreise die hohe Politik mit den kleinlichen Erlebnissen des Alltags zusammen parodieren konnte. Wie kein anderer verstand er es, gelehrtes Wissen gesprächsweise zu entfalten, und dem unerhörlichen Gedächtnis des Geschichtsschreibers standen Hunderte von Schnurren und Schwänken zur Verfügung, mit denen er die Unterhaltung würzte. „Unter Millionen findet sich eine so glücklich begabte Natur nicht wieder!“ sagt von ihm N. v. Mohl, der selber zwar dem Engeren fern stand, aber mit Häußer einmal eine größere Reise nach Italien unternommen hatte. „Seine Wissensgegenwart und sein Gedächtnis bewundernswert! Eine Fülle von Humor, Wit, Schlagfertigkeit, eine Leichtlebigkeit von reizender Art, so daß ein angenehmerer Gesellschafter nicht gefunden werden konnte, immer beständig glücklicher Laune.“

Die Bezeichnung „Pechkraut“ für die Gaststätte war offenbar von den allzeit zu Scherz und Spott aufgelegten Herren eine Anspielung auf das Schusterhandwerk des Wirtes, wie sie ihm auch gelegentlich seines Geburtstages dadurch huldigten, daß sie vor seinem Hause das symbolische Salz in Pfannen und Fadeln abbrannten. (E. Traumann, Heidelb. Tagblatt 1904 Nr. 102). Erst 1847 ist die Real- und Schildgerechtigkeit zum „Waldhorn“ auf das Steidelsche Haus (Fiegelhäuserlandstraße 21) übergegangen. Sie hatte bis dahin seit den Vier Jahren auf einem Hause unterhalb der Karl-Theodor-Brücke geruht (Neuenheimer Landstr. 18), bis diese Wirtschaft ein Landstüb des Socrates Chr. Knapp wurde und letzterer das Schildrecht an den erwähnten, oberhalb der Brücke gelegenen, sogenannten „Pechkraut“ für 540 Gulden abtrat.

Wie sehr Häußer den schwänkereichen Steidel schätzte, geht daraus hervor, daß er dessen Bild über seinem Arbeitstische aufgehängt hatte. Auch als Wirt scheint sich Steidel bewährt und einen guten Tropfen verzapft, bezw. selber getrunken zu haben; denn er ist dabei 91 Jahre alt geworden und erst 1865 gestorben.

Zunächst blieb das „Waldhorn“, vulgo „Pechkraut“, für den Sommer Stammtisch des Engeren; den Winter über kam man im „guldnen Herz“ (Hauptstraße 83) und öfters auch im „Holländer Hof“ (Redarstadt 22) zusammen. Wahrscheinlich ist Scheff-

sel, der seit Herbst 1848 als Rechtspraktikant am Heidelberger Oberamt tätig war, hier zum ersten Male in den Kreis des Engeren getreten. Neben Häcker war Ch. r. Schmezer, der Pfarrer von Ziegelhausen, die anziehendste und lebhafteste Persönlichkeit. Er beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der Sternkunde, des Aufbaues der Erde und anderen naturwissenschaftlichen Aufgaben. Das Ergebnis seiner ernsthaften Forschungen auf einem Gebiet, das damals noch wenig allgemein bekannt war, trug er von Zeit zu Zeit im Saale des „Holländer Hofes“ einer Anzahl von geladenen Damen und Herren vor, unter denen sich auch Scheffel befand. Hier erhielt dieser die Anregung zu seinen Dichtungen wie „Der Komet“, „Granit“, „Ichthyosaurus“ u. a. Der Dichter hat des Freundes in einem längeren Gedicht besonders mit folgenden Versen gedacht:

Begann des langen Winters Nacht
Durchs Nektartal zu dunkeln,
Sah oft der Schiffer durch die Nacht
Des Pfarrhofs Lämplein funkeln.

Er war's, der einsam überfaß,
Den Kosmos zu erlernen,
Und was er nicht in Büchern las,
Das las er in den Sternen.

Doch frühlings, wenn das Maitraut blüht,
Da ging er zu den Sängern
Und sang manch lustig pfälzisch Lied
Zu Heidelberg im Engern.

Schmezer, der „Mugur von Tegulinum“, das Urbild des „Pfarrers von Ahmannshausen“ war mit einer herrlichen Stimme und einem elementaren schaupielerischen Talente begabt. Was mag es da für einen überwältigenden Zusammenklang von Heiterkeit in der geistvollen Zecherrunde des Engeren gegeben haben, wenn er die Verse eines Genossen, insbesondere die Scheffels, noch nicht von der Tinte trocken, schon in Musik gesetzt hatte, und sie am selben Abend noch mit der ganzen Lebendigkeit seiner darstellenden Kunst zur Aufführung brachte. Professor A. Kuschmann schilbert in seinem Buch „Dozentenzeit“ ausführlich die Gesellschaft und berichtet unter anderem: „Zwei solche Abende im Engeren sind mir im Gedächtnis geblieben, ein verhältnismäßig stille verlaufener, literarischer, und ein lauter, musikalischer, jedenfalls der lauteste seit dem Bestehen des Engeren. An dem musikalischen Abend wohnte ich der von Schmezer eingeleiteten, ersten Aufführung des „Enderle von Reisch“ bei. Schmezer hatte das Lied in Musik gesetzt, sang es vor, und der Chor fiel mit einem Höllenlärm ein:

Iest weicht, iest flieht, iest weicht, iest flieht,
Mit Zittern und Zähnegefletsch,
Iest weicht, iest flieht, wir singen das Lied
Vom Enderle von Reisch!

Die Instrumente dazu, Kasserole und dergleichen, waren aus der Küche geholt, und als Pauke diente ein großer, schaurig schallender Diensthirm aus Blech; sicherlich wären die Tönen von Enderles Geschrei erwacht, wenn sie in den Häusern am Ludwigsplatz, auf den das Zimmer im Museum (Neues Kollegiengebäude) hinausging, geschlafen hätten.“

„Wie innig die Wechselbeziehungen zwischen dem Treiben im Engeren und Scheffels Gaudemusik meistens war“, schreibt J. Provels in seinem ausführlichen Buch „Scheffels Leben und Dichten“ (1887), davon ist die Entstehung des „Enderle von Reisch“, wie sie mir Nath Mays berichtet, ein bezeichnendes Beispiel. Eines Abends war bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte im Museum das Gespräch auf Wagners „Fliegenden Holländer“ und weiter auf die der Oper zugrunde liegende Sage gekommen. Bald regte sich der im Engeren heimische Wis. Scheffel meinte, sie selber als Stammgäste des Holländer Hofes seien, wenn die Seele ihren Flügel schlae rege, fliegende Holländer, freilich flögen sie nicht von Meer zu Meer, sondern von Weinhaus zu Weinhaus. Als dann Mays, der Kenner pfälzischer Geschichte, an eine Bemerkung „Merians“ über den Enderle von Reisch erinnerte, da horchte Scheffel gespannt auf, erbat sich für den anderen Tag die Topographia Palatinus Rheni, und schon am Abend desselben Tages konnte Schmezer darauf sinnen, für das neue Lied Scheffels von dem pfälzischen Nivalen des fliegenden Holländers eine entsprechend wirksame Melodie zu finden.“

Wir sehen aus Vorstehendem, daß der Schauplatz des Engeren um 1854 öfters einmal in das Gesellschaftshaus Museum am Ludwigsplatz verlegt war. Im „Maitrautlied“, das Scheffel dem Engeren, dem „Tempel des Frühling“, gewidmet hat und in dem er auch eines besonderen Verdienstes Häckers gedenkt, heißt es:

Es bauet kein Mann in Europa
Den Maitraut so würzig und gut:
Die anderen tappen im Finstern,
Der Historiker weiß, was er tut.

Er braut ihn an heiliger Stätte,
Dort wehn die Lüfte so schön,
Die heißen die Menschen „Museum“,
Die Götter den „Engeren“.

Doch wurden die alten liebgewordenen Stätten nicht völlig vernachlässigt. Hin und wieder stieg Scheffel, der seit 1850 nicht mehr dauernd hier wohnte, bei seinen öfteren Besuchen im Holländer Hof ab. Da mag er dann mit seinem Freund Schmezer auf „Numero acht“ Wirt und Hausknecht zur Verzweilung gebracht oder mit dem „Philologen“ und dem „Deuter des römischen Rechts“ den „Fünfundsechziger“ geprüft haben, derweilen drauß auf dem Damme der Nachtwächter vergeblich zum Feierabend mahnte.

Nach allem, was wir vom Engeren wissen, und bei der Vorliebe Scheffels, an die ihm vertrauten Stätten und eigenen Erlebnisse anzuknüpfen, dürfen wir wohl mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen, daß er es selber ist, von dem er sagt:

Und wieder saß beim Weine
Im Waldhorn ob der Bruck.

Aber wie anders schaut der Dichter den ehemaligen „Pechkranz“, als z. B. der Hofrat Weil, ein späterer Genosse des Engeren!

Bei Steidel kehrt man ein,
Zu trinken ein Glas Wein.

Der Zehner schien schon teuer,
Der Zwölfer ungeheuer.

Auch Speisen dort man fand,
Doch so wie auf dem Land.

Weil.

Auf dem späten Heimweg Schmezers nach Ziegelhausen begleiteten ihn die Freunde in fröhlichem Schwarm, oder, wenn er fehlt, überraschen sie ihn in der Stille und Einsamkeit seines Pfarrhauses. Noch 1867 kam Scheffel, durch den Kunsthändler Meder und die Genossen Sachs und Stoy telegraphisch herbeigerufen, von Karlsruhe nach Heidelberg, um gemeinsam, beladen mit allerhand Lebensmitteln, den Pfarrherrn in Ziegelhausen in der friedlichsten Weise zu überfallen und zu erfreuen.

Bekanntlich hat Scheffel, veranlaßt durch eine Unterhaltung in der Stammtneise der „Frankonia“ („Stadt Düsseldorf“), schon als Student im Februar 1847 eine Fußwanderung nach der Ruine im Obenwald ausgeführt. Die Rodensteinlieder sind erst später, bald unmittelbar unter den Erlebnissen im „Engeren“, bald im „Weiteren“ in Erinnerung an den Zecherkreis, entstanden. So des Rodensteiners Klage:

„Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?“

als Protest Schmezers gegen die frühe Polizeistunde (1855); die „Dörfervertrinkung“ hat der Dichter von einer Fußreise aus Kleinschmalkalden (1857) dem Engeren zugesandt, „für das nächste Gelesen zu majestätischer Verkörperung geeignet“.

Im weltbekannten „Sirschen“ zu Heidelberg konnte der Engere nicht tagen und dem Rodensteiner begegnen, da das geschichtlich denkwürdige Gaitthaus seit dem Stadtbrande von 1698 nicht mehr bestand. Dagegen mögen einige der Genossen öfters einmal beim Bier im „Bremeneck“ festgefessen sein, da Scheffel in seinem Gedicht „Der Knapp“, den treulosen Knappen des Rodensteiners dort mit Rod und Hofen festleben und überhören läßt. Der franke Ritter bedeutet eine Anspielung auf den Dichter, dessen Gesundheit durch Ueberarbeitung seit der Schöpfung des „Eckehard“ (1855) schwer erschüttert war; der immer noch trinkfeste Knappe ist sein Freund, der Privatdozent der Rechtsphilosophie, Dr. Ludwig Knapp, mit seinen geistprühenden Einfällen und dem Hang zur Geselligkeit eine besondere Zierde des Engeren. Von ihm, dem Verfasser einer tiefgründigen Schrift „Philosophie des Rechts“ sagt Otto Müller: „Es weiterleuchtete beständig in seinem Hirn von genialen Plänen und Ideen; er verstieg sich bis zu den höchsten Sprossen der Gedankenwelt; aber auf einmal saß er wieder ganz gemütlich bei seinem Schoppen „Kutscher“ und konnte (als leidenschaftlicher Reiter) mit einem Edelmeyer oder Karrenschieber tiefsinnig über seinen arabischen Hengst plaudern, den er auf dem Stuttgarter Pferdemarkt um 19 Gulden 40 Kr. gekauft habe. Unterwegs sei ihm das edle Tier plötzlich katholisch geworden und bei einem Muttergottesbilde in die Knie gefallen. Wenn er auf solche Pferdegeschichten zu sprechen kam, standen oft zwanzig Gäste um unsern Tisch (1854) und hörten staunend die Wundergeschichten an.“

Das Verhältnis des Dichters Scheffel zum Engeren in der Heidelberger Zeit, wie auch seit er von 1850 an als Rechtspraktikant in Säckingen und Bruchsal, später als Bibliothekar in Donaueschingen und außerdem auf vielen Fußwanderungen und Reisen von Heidelberg abwesend war, hat er selber in der „Widmung“ zum „Gaudemus“ unübertrefflich angedeutet. Wir lassen die eine Strophe folgen:

Als von der Nektarstadt, der ewig heitern,
Zur Ferne sich mein Lebenspfad gewandt,
Ward manch ein Schreibrief noch aus dem Weiteren
Mit Freundesgruß dem Engeren zugesandt.
Von welschen wie von deutschen Landschaftsbildern
Stielt dies und das Erinnerung zurück,
Gleich Blättern eines Skizzenbuchs: sie schilbern
Harmloser Wanderlust verflüchtigt Glück.

Eben jene Schreibebriefe und Reiseberichte, von denen er so bescheiden spricht, sind reich an wertvollen kulturhistorischen Bildern wie an erfrischem Humor.

So mächtig auch Scheffel am Oberrhein, in den Alpen, an der Donau, in Italien, in Frankreich durch die Reize der Natur und seine vielseitigen Studien gefesselt wird, immer ist er im Geiste bei den Freunden im Engeren, und immer zieht es ihn wieder mit Macht in diese zweite Heimat zurück. Und allezeit hat er hier in schweren Tagen voll Unzufriedenheit mit sich selber und seinem tragischen Geschick, gequält von leiblicher Krankheit und seellichem Weh, Ablenkung, Erheiterung und geistige Anregung gefunden.

Leider ist der Dichter oberflächlichweise nur nach dem übermütigen Treiben im Engeren be- und verurteilt worden. Mit Beziehung darauf schreibt die Mutter an einen Freund des Hauses, vor dem sie keine Schwäche ihres Sohnes verheimlichte: „Es ist sonderbar, wie er oft geschäftig ist, der Welt eine schlimme Meinung von sich beizubringen. Wer die Entstehung des haisiischen Trinkliedes (Pfarrer von Ahmannshausen) nicht kennt, kann nicht anders, als einen widerwärtigen Eindruck davon haben — und selbst dann noch. Schmezer und Joseph gehören einem geselligen Männerkreis an, der sehr tüchtige und gelehrte Männer unter sich zählt, die aber nicht kindisch sich darin gefallen, sich der Welt als gigantische Trinker darzustellen und in der Tat auch manchmal ein Glas über Gebühr trinken. Mein Mann war stets aufgebracht über diesen „Engeren“. Vor Josephs Abreise von Heidelberg führte er aber einmal seinen Vater dort ein, und er kam ganz entzückt zurück über die heiteren, geistreichen Herren, und wie sie den Joseph dort lieben, besonders der Pfarrer und Häußer, der Geschichtsschreiber!“

Unsere Darstellung würde des reizvollsten Zuges entbehren, wenn wir uns nicht eine genauere Vorstellung davon machen könnten, wie Scheffel sich persönlich in den Kreis des Engeren eingefügt haben mag. Bekanntlich war er wegen seiner Menschenscheu verschrien, da er tatsächlich allen früheren Veranstaltungen, ja selbst den Geselligkeiten seiner von ihm hochverehrten Mutter auswich. Um so behaglicher fühlte er sich in einer kleineren Gesellschaft, so bald eine anregende, gewöhnlichen Klatsch vermeidende Unterhaltung zustande kam.

Aus den Tagen, da er in Italien (1852) vom Rechtspraktikanten zum Maler umzufallen wollte und sich als Dichter selber noch nicht entdeckt hatte, schildert der Maler G. v. Engerth, wie Scheffel in der Künstlerschaft von Albano und Olevano sich gab:

„Mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht alles gesehen und studiert! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Altertümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Literatur zu sprechen, zu disputieren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl wie die Erholung.“

An einer anderen Stelle heißt es dann weiter: „Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammen saßen, und er uns ein

Erlebnis aus seiner Heimat, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studienzeit oder Rechtspraxis erzählte, wie rund kam dies alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen! — und noch mehr, wenn er etwas berichtete, was einige von uns selbst mit angesehen: eine Begegnung mit einem Betteljungen oder einem Hirten in der Campagna, eine Exkursion in die Berge, das Gehaben unserer Wirtskente usw. Es war ja alles wahr, und doch ganz anders, als wir's gesehen; wie wußte seine Phantasie abzurunden, sein Gemüt zu verklären, sein Geißt zu vertiefen!“

Damit stimmt auch völlig überein, was Frau R. Braun-Altaria über die ungewöhnliche Kunst des Erzählens und der Unterhaltung Scheffels berichtet, mit der er ihre Familie zu Weinheim und Heidelberg in den Jahren 1857 und 1859 wiederholt entzückte: „Die Augen unter der goldenen Brille gewannen beim Sprechen den lebhaftesten Ausdruck, und um den sehr feingeschnittenen Mund spielten humoristische Züge, wenn er sich zum Erzählen öffnete und die schönsten Abenteuer und Erlebnisse aus welschen und deutschen Landen zum besten gab, mit einem Akzent, der die Vaterstadt Karlsruhe nicht ganz verleugnen konnte, und mit der ihm eigentümlichen Gabe, überall das Besondere zu sehen, das er dann auf höchst ergötzliche Weise hervorzuheben wußte. Oder auf einer Wanderschaft im hohen Schwarzwald einen Bauern traf, der die letzte Säulentrommel eines verschwundenen Tempels der Diana Abnoba zum Plattwalzen der Wintersaat benutzte, oder ein altes Weib, das einen Ziegelstein der XIX. römischen Legion als Wärmepender für Leibweh auflegte — immer sah er die graue Vergangenheit so deutlich wie die neueste Gegenwart, ohne allen romantischen Dunst, in der gleichen Menschlichkeit beider.“

„Scheffel blieb gern zum Mittagessen da, und nun wurde es herrlich. Die Unterhaltung so schön und geist- wie scherzdruckleuchtet, Scheffel in bester Laune, erzählend von seinen Reisen und Schwarzwälder Erlebnissen, immer in seiner humoristischen Weise der Kulturbetrachtung — die Stunden flogen vorbei.“

Da ist es denn leicht zu verstehen, welche mächtige Anziehungskraft zwischen dem Dichter und den geistvollen Freunden im Engeren wirkte, und ebenso, wenn sie im fröhlichen Beisammensein einmal geneiet waren, „den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern.“

Mit dem Tode Häußers am 16. März 1867 war auch dem Engeren die Seele entflohen, und er hat sich, wenn auch noch einige Jahre weiter lebend, nicht mehr zur alten Herrlichkeit erhoben. Acht Wochen nach Häußers Tod, im Mai, schrieb Scheffel die wundervolle „Widmung“ zu den Liedern, die im „Engeren“ und „Weiteren“ entstanden waren und die nun unter dem Titel „Gaudemus“ (Lasset uns fröhlich sein!) im Druck erscheinen sollten. Obwohl sie wie Volkslieder von Mund zu Mund schon lange verbreitet waren, hatte der Dichter der Forderung der Freunde nur ungern nachgegeben, weil er sich davor fürchtete, „in den Ruf eines Lump und Kneipgenies zu kommen“. Im November desselben Jahres überreichte Scheffel dem Engeren das „erste“ Exemplar dieses „meinen Leumund wahrscheinlich schwer gefährdenden Werkleins“.

Derselbe Gedanke hatte ihn auch bei der Abfassung der Widmung beschlichen; aber der Dichter wußte auch hier wie so oft der Tücke des Schicksals mit einem Scherzwort zu begegnen:

Wer Spas versteht, wird manchmal kräftigst lachen,
Und wen manch Lied schier allzu durstig denkt,
Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
Der Genius Loci Heidelbergs ist feucht!

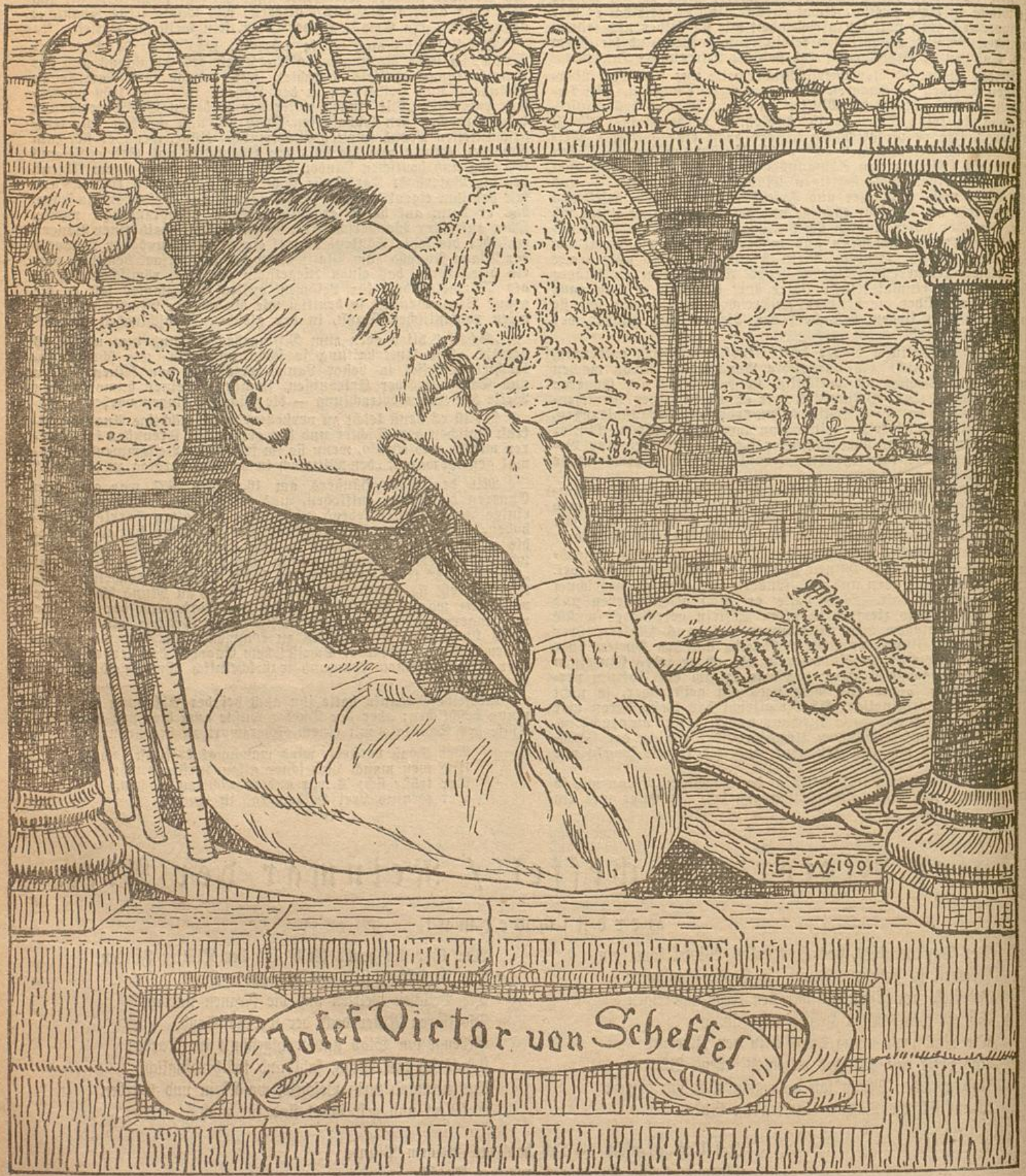
Josef Victor v. Scheffel / Meinmar der Alte.

Herbstschwermet.

Der Tag verglüht, des Hochwalds Wipfel schweigen,
Derweil in goldnem Dunst die Halbe schwimmt;
Ich steh' am Rain, wo wir den Frühlingsregen
So oft aus hellsten Kehlen angestimmt.
Die Nachtigall schlug damals in den Zweigen
Und pries mit uns des ersten Weilschens Blühen,
Und manchen Mund sah man zum Kuß sich neigen,
Wenn sich die Tänzer lagerten im Grün.

Wer küßt ihn heut? Selb sind der Blätter Farben,
Die Nachtigall flog aus ins andre Land,
Die Weilschen welkten und die Frauen starben,
Die klaren Ritter deckt der welsche Sand.
Gebengt am Stob und wohlgeschult im Darben
Knecht' ich des Wegs, fahl und spätherbstlich,
Und niemand weiß Bescheid, wo Wein und Garben
Gekellert und gespeichert sind für mich.

Ich klag' es nicht. — Ich hab' mit meinem Pfunde
Gewuchert wie ein andrer frommer Knecht.
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde
Und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht.
Doch mancher dankt mir eine gute Stunde,
Manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang
Und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde.
.. Wo Meinmar singt, da währt kein Jammer lang.



Von Ernst Württemberg.

Für
 die Ausw
 ten, Abbit
 abteilung
 Landesarc
 Wichtigste
 Theaterge
 Seiten de
 Besize et
 anzumeld

Die
 Prolog fi
 zu Carlsru
 verzeichne
 heimer B
 schriftent
 Schon da
 Eine th
 am 4. Of
 Herrn B
 nicht eine
 schaft, Ge
 Der Be
 1790-91
 jettel die
 weise mit
 sind meist
 abends i
 wohl die
 lands au
 lebensw
 hält man
 von Bad
 angabe b
 rüber E
 zehungen
 Appelt e
 Zwiespäl
 seinem V
 Karlsruhe
 bei seiner
 schreibt
 1790):
 Direktor
 nach Ver
 belaste, s
 gefordert
 ihn ein
 eine Vor
 ist er, al
 der Frei
 ein priv
 meinen